



Nr. 23.

Posen, den 4. Juni.

1893.

Der Freund des Todes.

Eine phantastische Geschichte aus dem Spanischen des Don Pedro de Alarcon.
Deutsch von Babette Arnous.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

XII.

Mondfinsterniß.

Der Jüngling schaute sie an, wie der Blinde die Sonne; er sieht das Gestirn nicht, aber er fühlt seine Wärme in den erloschenen Pupillen.

Nach so vielen Jahren der Einsamkeit und des Kummers, nach Stunden trüber Visionen versenkte sich der Freund des Todes in ein Meer von Leben, in eine Welt des Lichts, der Hoffnung und des Glücks.

„Sprich, meine theure Helene . . . vertraue mir alles,“ rief Gil endlich aus, als die Sonne untergegangen war und die Vöglein die Stille unterbrachen. „Sprich zu mir, mein Lieb.“

Helene erzählte ihm nun alles, was sie in den letzten drei Jahren gefühlt und gedacht hatte; von ihrem Kummer, als sie Gil nicht sehen durfte; von ihrer Verzweiflung bei der Reise nach Frankreich; wie sie ihn damals an der Thür des Palastes erkannt hatte, wie der Herzog sich ihrer Liebe durch den Einfluß der Gräfin Rionuevo entgegensetzte, wie glücklich sie gewesen sei, als sie ihn in der Säulenhalle vor der Kirche San Millau gesehen habe und was sie gelitten, als ihn die entsetzlichen Worte der Gräfin nieder geschmettert hatten. Alles erzählte sie ihm . . . denn alle diese Widerwärtigkeiten konnten ihre Liebe nicht schwächen, sondern nur erhöhen.

Nun senkte sich die Nacht hernieder und mit der einbrechenden Finsterniß legte sich Gils geheime Angst, die sein Glück störte.

„Oh,“ dachte der Jüngling, Helene an sein Herz ziehend, „der Tod hat meine Spur verloren, er weiß mich nicht zu finden. Nein, hierher wird er nicht kommen, unsere unsterbliche Liebe hat ihn in die Flucht gejagt! Nein! nein! Was hat der Tod bei uns zu suchen! Oh komme, dunkle Nacht, hülle uns in deinen dichten Schleier . . . Komm! und wenn du auch ewig dauern solltest, und wir den morgenden Tag nie sehen würden . . .“

„Du zitterst, Gil! . . . Du weinst!“ stammelte Helene.

„Mein Weib!“ flüsterte der Jüngling, „mein Lieb, mein Himmel! ich weine vor Glück!“ Und er schlang seinen Arm um ihr schönes Haupt; in einem heißen, tiefen Seufzer fanden sich ihre Lippen zum ersten Kusse.

In diesem Augenblicke ging der Mond in seiner zauberischen Pracht auf.

Sein phantastischer, unerwarteter Schein erschreckte die Gatten. Sie wendeten beide zugleich das Gesicht gen Osten, ohne jedoch ihre zitternden Hände zu lösen, die kalt wie Marmor waren.

„Es ist der Mond,“ murmelten beide mit ersticker Stimme. Sie schauten ihn an und Gil schlang seine Arme in unsäglicher Angst und mit einer Liebe, die der Verzweiflung glich, um Helene, denn sie war bleich wie der Tod.

„Oh Helene! was ist Dir? sprich!“

„Ach Gil . . .“ antwortete sie, „Du bist so bleich.“

In diesem Augenblicke verfinsterte sich der Mond, als habe sich eine Wolke zwischen ihn und die Liebenden gelagert — doch ach! es war keine Wolke . . . es war ein großer schwarzer Schatten. Gil sah, wie er sich auf den Rasen niederwarf, Himmel und Erde zugleich berührte und fast den ganzen Horizont in Trauer hüllte.

Es war eine Riesengestalt, ein schreckliches Wesen, in ein langes, dunkles Gewand gehüllt, welches stumm und unbeweglich vor ihnen stand und sie in seinen Schatten hüllte . . .

Gil errieth, wer es war!

Helene sah die finstere Gestalt nicht, ihre Blicke folgten dem Mond . . .

XIII.

Endlich . . . Der Arzt.

Gil stand zwischen seiner Liebe und dem Tod; oder besser gesagt zwischen Tod und Leben.

Ja, denn der düstere Schatten, der sich zwischen ihm und dem Mond gelagert hatte, war die Gottheit der Finsterniß, der treue Begleiter unseres Helden seit jener unglückseligen Nacht, in der er sich hatte tödten wollen.

„Heda! Freund!“ sagte er auch diese Nacht.

„Was willst Du? . . .“ murmelte Gil, sein Gesicht mit den Händen bedeckend.

„Was hast Du, Geliebter,“ fragte Helene, seine Angst bemerkend.

„Helene! Helene! verlaß mich nicht,“ rief der Jüngling, seine Arme voll Verzweiflung um ihren Hals schlingend.

„Ich habe mit Dir zu sprechen,“ antwortete der Tod, indem er Gils Rechte sanft drückte.

„Ach! so komm! gehen wir hinein,“ stöhnte Gil, dem Hause zuschreitend.

„Nein! gehen wir dorthin,“ sagte der Tod, nach der Gartenthür weisend.

Helene sah und hörte nichts, nur Gil, der Herzog der Wahrheit, hatte dies Vorrecht.

„Gil! ich rechne auf Dich!“ sagte die finstere Gottheit.

Der Unglückliche schritt auf das Haus zu. Heiße Thränen entquollen seinen Augen, die Helene trocknete. Er machte sich aus ihren Armen los und lief athemlos in den Garten; dann rief er unter lautem Schluchzen:

„Sterben! jetzt sterben!“

Helene wollte ihm folgen, doch ohne Zweifel vor Entsetzen über den Zustand ihres Gatten fiel sie beim ersten Schritte besinnungslos auf den Rasen.

„Sterben! sterben!“ klagte der Jüngling verzweifelt.

„Fürchte nichts!“ entgegnete der Tod und näherte sich ihm sehr freundlich. „Es ist fast nutzlos, daß Du mir zu entfliehen versuchst: Das Geschick hat uns vereint und ich kann Dich nicht verlassen, wenn Du willst.“

„Warum bist Du hierher gekommen?“ fragte Gil zornig, indem er seine Thränen trocknete; als verzichtete er darauf, mit Ruhe und Klugheit vorzugehen, schaute er den Tod herausfordernd an: „Antworte mir, weshalb bist Du hierher gekommen?“ Dann blickte er wild umher, als suche er eine Waffe.

Da bemerkte er einen Spaten, welcher dem Gärtner gehörte; frampfhaft ergriff er ihn, schwang ihn in die Luft, — die Macht der Verzweiflung hatte seine Kräfte erhöht — und wiederholte: „Warum bist Du hierher gekommen?“

Der Tod schlug ein Gelächter an, das man fast philosophisch nennen könnte. Das Lachen hallte aus den vier Ecken des Gartens wieder und erinnerte mit seinem markdurchdringenden Ton an das Geklapper von Todtengebeinen.

„Du willst mich tödten?“ rief die finstere Gottheit. „Das Leben lehnt sich gegen den Tod auf! Du bist komisch! . . . Gut! kämpfen wir gegeneinander.“

Bei diesen Worten streckte er aus seinem schwarzen Gewande einen Arm hervor, der mit einer Art Spaten bewaffnet war, der aber mehr einer Sichel oder Sense glich, und hielt sie schützend gegen Gil. —

Das Mondlicht nahm jetzt die bleiche Farbe der Kerzen an, welche am Charfreitag die Gotteshäuser erhellen; ein kalter Wind erhob sich, Hundegebell wurde laut und in den Wolken ertönte das heisere Gefrächz Unheil verkündender Vögel, welches sich mit dem dumpfen Geläute unzähliger Glocken vermischte, die den Tod verkündigten.

Gil vernahm dies alles und fiel vor seinem Gegner auf die Knie.

„Gnade! Gnade! Vergebung,“ stammelte er in unsagbarer Angst.

„Ich vergebe Dir“ . . . antwortete der Tod, seine Sichel verbergend.

Und eben so schnell wie die finsternen Naturerscheinungen beim Zorn der schwarzen Gottheit entstanden waren, so entschwandten sie beim Lächeln seiner Lippen; der Wind beruhigte sich; das Glockengeläute schwieg, das Hundegebell verstummte und der Mond strahlte wieder so mild wie beim Beginn der Nacht.

„Du wolltest mit mir kämpfen,“ rief der Tod gutgelaunt aus. „Endlich Arzt! Komm, Unglücklicher, gieb mir die Hand; ich sagte Dir bereits, daß Du für diese Nacht nichts zu fürchten hast.“

„Weshalb kamest Du aber?“ wiederholte der Jüngling mit der alten Besorgniß. „Warum bist Du gekommen? was willst Du aus meinem Hause holen? Du trittst nur ein, wenn Du jemand zu tödten hast, wen willst Du holen?“

„Ich will Dir etwas sagen . . . Höre mich an,“ antwortete der Tod, indem er Gil Gils eisige Hand sanft streichelte.

„Doch Helene . . .“ murmelte er.

„Sei unbesorgt . . . sie schläft jetzt, ich wache für sie . . . Komm, erzählen wir uns etwas! Gil Gil . . . Du bist undankbar . . . Du bist wie Alle! . . . Einmal auf dem Gipfel, giebst Du der Leiter, durch welche Du ihn erklimmen hast, einen Fußtritt! . . . Oh Gil! Dein Betragen fängt an, vor Gott keine Gnade mehr zu finden! Wie schwer hast Du mich in den letzten Tagen leiden lassen . . .“

„Ach, ich bete sie an . . .“ stammelte Gil.

„Du betest sie an! Sie ist es! . . . Du hattest sie für immer verloren; Du warst ein elender Schuhlicker, sie wollte einen Edelmann heirathen. Da legte ich mich ins Mittel; ich habe Dich geabelt, Dich reich und mächtig gemacht, Dich von Deinem Nebenbuhler befreit, Dich mit Deiner Feindin verjöhnt und sie mir in die andere Welt geholt — ich gebe Dir schließlich Helenes Hand . . . und hier, in diesem Augenblicke erhebst Du die Waffe gegen mich und verhüllst Deine Augen, um mich nicht mehr zu sehen. Unvernünftiger! . . . Du bist so blind wie alle andern Menschen, die, wenn sie mich, sehen, schnell die Binde der Eitelkeit der Welt umlegen, ohne mir früher einen Gedanken zu weihen, als bis ich anknopfe. Mein Schicksal ist traurig, ich vergaß, daß ich mich noch nie einem Sterblichen genähert habe, ohne ihn erzittern und erschrecken zu lassen, als wenn Keiner auf mich hoffen könnte. Von hundert Jahren glauben sie es auf tausend zu bringen. Du, Deinerseits, der Du den Vortheil hast, mich physisch zu sehen, legst, weil Du mich vergessen möchtest und es nicht kannst, eine Binde vor Deine Augen und slohst in einen einsamen Garten, weil Du glaubst, Dich dann von mir befreit zu haben. Thor, undankbarer, schlechter Freund, Mensch, . . . was sagst Du . . .“

„Und“ antwortete Gil Gil, in welchem Scham und Verwirrung doch die Neugier nicht erstickten konnten, . . . „was willst Du in meinem Hause?“

„Ich will die Mission vollenden, die mir der Ewige hinsichtlich Deiner gegeben hat.“

„Doch nicht mich zu tödten?“

„In keiner Weise.“

„Also?“

„Weil ich mir die Mühe gebe, Dich zu sehen, oder besser weil Du mich siehst, so sind einige Vorsichtsmaßregeln nothwendig, damit Du mich nicht vergißt.“

„Welche Vorsichtsmaßregeln sind das?“ fragte Gil mit noch größerer Aengstlichkeit als vorher.

„Ich muß Dir wichtige Offenbarungen machen.“

„Ach . . . morgen.“

„Nein, unmöglich. Unser Zusammentreffen ist für diese Nacht angeordnet.“

„Mein Freund!“ flehte der arme Jüngling.

„Dein Freund — und was für ein Freund!“ erwiderte der Tod; „und gerade deshalb sollst Du mir folgen.“

„Wohin?“

„In mein Haus.“

„In Dein Haus? so kommst Du doch, um mich zu tödten! Ist das Deine Freundschaft? Grausamer, Du hast mir das Glück gezeigt und willst es mir jetzt mit Gewalt entreißen! Schrecklicher, warum liebst Du mich nicht in jener Nacht sterben?“

„Schweig, Unglücklicher,“ entgegnete der Tod mit feierlichem Ernste . . . „Du sagst, Du kennst das Glück . . . Wie Du Dich täuschest! Ich mache es Dir geneigt, damit Du es erkennen kannst.“

„Mein Glück ist Helene. Ich verzichte auf alles andere.“

„Morgen wirst Du klarer sehen.“

„So tödte mich nur!“ schrie Gil verzweifelt.

„Es wäre zwecklos.“

„Tödte auch sie — tödte uns beide!“

„Wie wahnsinnig bist Du doch.“

„In sein Haus gehen . . . oh Gott!“

„Beruhige Dich.“

„Doch lasse mich noch vorher einmal zu meiner Angebeteten gehen. Laß mich Abschied von ihr nehmen.“

„Ich bewillige es. Erwache Helene! Komm, ich sende ihn zu Dir . . . Schau sie an und dann komme!“

„Was soll ich ihr sagen?“

„Sage ihr, daß Ihr Euch morgen früh wiederseht.“

„Nein, nein, ich will nicht soviel Stunden von ihr getrennt sein. Ich fürchte Dich mehr als je.“

„Folge mir!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Glücklicher.

Studie nach dem Leben von Victor Blüthgen.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Nun naht der Versteigerungstermin. Heller's Aufregung wächst. Mit unsäglichlicher Anstrengung hat er es in diesen Monaten fertig gebracht, seine Bücher bei Mehring und Kompagnie richtig zu führen. Wenn er des Nachts einschlafen möchte, liegt sein Körper wie auf Messeln. Sein Essen verschlingt er; seine Gedanken fliegen fieberhaft um seine gefährdeten Interessen, er hat kaum die Herrschaft über jene. Nur in dem Stübchen von Rosa Berner weht eine tröstliche, beruhigende Luft. Hier läßt man ihn sich aussprechen, und die weiche Stimme des fleißigen Mädchens spricht: „Wer Geld hat, hat Sorgen, soviel sehe ich, Herr Heller. Was thut's denn, wenn Ihnen das Unglück abnimmt, was Ihnen das Glück geschenkt? Haben Sie Segen davon gehabt? Nur ein paar Menschen, denen Sie geholfen haben. Brauchen Sie denn mehr, als Ihr Gehalt beträgt? Sie haben 1500 Thaler jährlich, bedenken Sie!“

„Ja für mich allein ist das wohl reichlich.“

„Ja, für wen haben Sie denn sonst noch zu sorgen?“ fragt sie, und ihre großen, glänzenden Augen sehen ihn verwundert an.

Ja, für wenn will er denn noch mehr haben?

Und ein paar Abende später hat sie nun doch Mitleid mit ihm. „Das ist ja wirklich schrecklich, Herr Heller. Das Schicksal geht hart mit Ihnen um.“

Um es kurz zu sagen: das Gut ist versteigert worden — für 80 000 Mark. Und wer hat es gekauft? Der Kollekteur. Heller fällt mit 5000 Mark aus. Seine ganze Hypothek, die der Schwager mit 5400 Mark belastet hat, beträgt überhaupt nur mehr 5000 Mark! Dazu ist ein Sammerbrief des unglücklichen Herrn Weinberg eingelaufen, voll wüthender Invektiven gegen den Kollekteur, das ist ein Räuber — das Gut ein Torfsüch, aber kein Ackerland — es ist schon das dritte Mal, daß der Kollekteur es gegen ein Haus umgetauscht hat, jeder Vorgänger hat darauf Bankerott gemacht.

„Sollte man nicht an der Menschheit verzweifeln?“

„Nein,“ sagt Rosa Berner still. „Es giebt sehr gute Menschen. Sie zum Beispiel.“

„Ich? Ein Dummkopf bin ich.“

„Bewahre! Sie leben nur nicht in dieser Art Geschäften drin, Sie sind Buchhalter und gebunden, Herr Heller. Wenn Sie überall hätten hinreisen und selbst zusehen können, hätte Ihnen das Alles nicht passieren können.“

Vielleicht hat sie Recht! Wie klug sie Alles zum Guten wendet! Der stille alte Herr hat alle Ursache, für seine Tochter zu schwärmen. Wenn nur nicht diese verwünschte Nähmaschine immer dazwischen schnurrte — Heller kann dies Geräusch in den Tod nicht leiden, und das Fräulein arbeitet auch nur, wenn es durchaus nicht anders geht, in seiner Gegenwart an der Maschine.

Es ist nicht zu ändern: Heller läßt die 5000 Mark, die ihm aus dem Ertrag der Gutsauktion zustehen, an die Kreditbank senden, schickt 400 Mark noch hinzu — nun geht sein Cessionsinstrument an den Kollekteur zurück.

Der gesammte Lotteriegewinn ist herabgeschmolzen auf 1500 Mark baar und 10 400 Mark, die sein Schwager ihm schuldet. Außerdem besitzt er Anrecht auf eine Lieutenantsscheere. Er wird wenigstens von dem Gauner, dem Büchsenmacher, sich das volle Recht auf die Scheere zugestehen lassen.

Und wie es häufig zusammentrifft im Leben: am selben Tage, wo er sich dies vorgenommen, erhält er einen Brief von dem Büchsenmacher, aus Bochum, einen de- und wehmüthigen Brief. Das Unglück, daß der Solinger ihnen mit der Scheere zuvorgekommen, habe ihm den Kopf ganz verwirrt. Er bäte, Heller möge ihm doch die kleine Schuld auf eine vollständige Abtretung der Lieutenantsscheere anrechnen; sie sei wirklich ein werthvolles Objekt.

„Sawohl,“ schrieb ihm Heller, „das wolle er thun. Nur vor dem Staatsanwalt könne er ihn nicht retten.“

* * *

Der 1. April ist da, Heller zieht um. Und wohin? — die andere Hälfte der Etage, welche Rosa Berner mit ihrem Vater bewohnt, ist frei geworden, und Heller möblirt sich dieselbe aus.

Er hat alles hinter dem Rücken von Berners vorbereitet, nachdem Fräulein Rosa auf eine Andeutung hin hochroth und hastig dagegen protestirt. Und er hat viel gewagt! Nun wollen Berners ausziehen.

„Mir ist mein guter Ruf zu lieb, Herr Heller.“

Er ist ganz geknickt. „Nein, dann ziehe ich lieber aus,“ sagt Heller. Aber ein Vierteljahr müssen sie nebeneinander wohnen.

In dieser Zeit ist Heller einmal gezwungen, nach Berlin zu fahren; als Zeuge zu dem Termin, in welchem man den Büchsenmacher aburtheilen wird. „Dieser Mann ist unschuldig,“ sagt sein Bertheidiger. „Als Kompagnon war er befugt, selbstständig zu handeln. Außerdem hat sein Kompagnon Heller sich durch volle Abtretung des Geschäftsobjekts befriedigt erklärt. Wo ist da die Schuld?“

Und der Büchsenmacher wird freigesprochen.

Nun kommt die Sache wider Dorothea Maßmann geborene von Förstemann, angeklagt des vielfachen Betrugs, an die Reihe.

„Wie? Dorothea Maßmann, geborene von Förstemann — — ist das nicht die unglückliche Blinde? . . .“

Heller bleibt im Zuhörerraum.

Das ist aber keine Blinde, sondern eine fest blickende, forpulente, in Seide daherrauschende Dame. Aber in Wahrheit, sie ist Dorothea Maßmann, geborene von Förstemann; eine abgefeimte Hochstaplerin ist sie! Der Gärtnergehilfe wird ein ähnliches Individuum sein!

Heller macht einen Umweg auf der Heimfahrt: er besucht den Schwager und die Schwester. Er muß sein Herz noch einmal gründlich ausschütten. Die Schwester spricht wie Rosa Berner: „Daß gut sein, Stephan, das Geld hat Dir nichts wie Aufregung gebracht. Es ist nicht jeder zum Reichwerden geboren. Ich habe das an meinem Manne gesehen.“

Der Schwager blickt sehr kleinlaut darein.

„Ich hätte ruhig sollen das Geld in guten Papieren auf eine sichere Bank geben und meine Zinsen einziehen.“

„Na, was wäre denn das, wenn Du ein paar Hundert Mark mehr jährlich zu verzehren hättest? Du wärest gleich um das Doppelte anspruchsvoller geworden, glaub' mir das.“

„Oh, und wenn ich wenigstens Alles verjuzt hätte!“

„Dann hätte es Dir nachher gefehlt, Du hättest womöglich Schulden gemacht.“

Sein Schwager begleitet ihn zum Bahnhof. Er ist recht gedrückt.

„Stephan, kannst Du noch eine Hiobspost vertragen?“

„Die 4000 auf der Ernte sind doch nicht etwa auch futsch?“

„Ich fürchte. Du kannst Dich ja indeß an mich halten.“

„Nur lustig!“ sagt Stephan Heller, dem es die Kehle zusammenschneürt. „Nun hab' ich noch schöne 1500 Mark von 30 000. Wie freundlich es in der Welt zugeht!“ Er spricht doch bitter.

„Die Ernte war längst verpfändet, das ganze Gut ist total überschuldet, wie sich's herausstellt. Der Besitzer ist ein liederliches Subjekt, ein Spieler, und ganz in den Händen von Wucherern. Er ist nach Amerika durchgegangen. Vielleicht

kriegen sie ihn noch — aber das nutzt nichts, ich glaube wenigstens nicht, daß für mich noch etwas abfällt.“

* * *

Stephan Heller hätte doch weinen mögen, als er so im Coupé saß — das ist nun sein Glück, eine zerfallene Burg, von der die Leute Stein nach Stein weggetragen, bis nur ein kärglicher Mauerrest noch übrig, von dem Niemand bestimmt sagen kann, was da einst gestanden. Und es war ein so netter Bau gewesen, und so viele schöne Lustschlösser hatten drum herumgestanden!

Von den Lustschlössern war nur noch die Lieutenantscheere übrig. Heller lachte bitter auf, indem er an sie dachte.

Er kam daheim an und hörte vom Flur aus die Nähmaschine schnurren, die ihn so sehr ärgerte.

„Nein, sie soll nicht mehr Nähmaschine nähen!“ sagte er zornig bei sich. „Und ich will nicht von ihr fortziehen, und ich will doch sehen, ob ich das nicht verhindern kann.“

Er hält sein Lederköffchen in der Hand und klopft bei Berners.

„Herein! Ach, Herr Heller . . .“ — „Guten Abend, Herr Heller, wieder glücklich angekommen?“

„Ja, Papachen. Ob glücklich, das allein ist die Frage.“

Da steht das Fräulein blutübergossen im Gesicht, und ihre Augen leuchten ein so rührendes Glück, wie tapfer sie sich sonst zu beherrschen weiß. Stephan Heller aber überkommt ein „Jetzt oder Nie!“ und er setzt sein Handköffchen auf die Erde und spricht: „Fräulein Berner, darf ich Ihnen etwas in's Ohr sagen?“

„Ist's so? Haben Sie Glück gehabt?“ Sie hält ihm freudig lächelnd eines der rosigen Ohren hin. Und er sagt ganz heimlich: „Können Sie sich nicht um Gotteswillen entschließen, bei mir Unglücksvogel wohnen zu bleiben, und wenn es als meine Frau wäre?“ Dann hält er gefenkten Kopfes ihr das Ohr hin und hört ein „Ja!“ hauchen und hat das hübsche, durchaus nicht wie sonst „ein wenig bleiche“ Mädchen an seiner Brust, ehe er recht weiß, ob er sie dahin gezogen, ob sie dahin gesunken ist.

Der alte Papa sitzt sprachlos auf dem Sopha, er hat im Augenblick wieder geschwollene Füße, denn er leidet an Gicht.

„Ja aber, Kinder —“

„Wir haben uns eben verlobt, Papachen, und Ihren Segen sehr nöthig, denn ich bin ein Unglücksvogel, wie Sie wissen.“

* * *

Auf Heller's Tische liegt ein Brief — er findet ihn, als er in später Nacht sein Köffchen hinüberträgt und zu Bett gehen will; Berners haben seine Schlüssel in Verwahrung gehabt.

Der Brief eines Glücklichen an einen Glücklichen!

„Hochverehrter Wohlthäter! Ich habe mein zweites Examen bestanden, und man hat mir sogar schon eine Pfarrstelle angetragen, wenn auch eine bescheidene für den Anfang. In vier Wochen werde ich bereits ordiniert. Sie haben keinem ganz Unwürdigen geholfen, theurer Herr, seiner heißen Wünsche Ziel zu erreichen. Ich werde nunmehr bald in der Lage sein, meine Schuld abzutragen — meine Dankbarkeit verbleibt Ihnen für ewig“ u. s. w.

„Der Kandidat wird Pastor! Der soll uns trauen!“ sagt Stephan Heller mit einem plötzlichen Einfall und lacht über das ganze Gesicht.

* * *

Nun baut sich Heller eine niedliche Häuslichkeit auf, sich und ihr — in einer anderen Wohnung. Der alte Papa verlegt natürlich sein Stübchen zu den Kindern. Und der Pastor Johannes Gökking, der ehemalige Student und Bittsteller, kommt richtig, der Herr Amtsbruder hat nichts dawider, daß er das Paar traut. Eine ganz nette kleine Hochzeit wird's, Heller hat den Baumeister und den „Doktor“ Meier vom Stern-

klub und ein paar vom Geschäft geladen, von den Chefs hat Herr Butterweck zugesagt. Außerdem kommt der Schwager; der Schwester thut's leid, allein sie kann nicht gut von den vielen Kindern fort. Damen sind überhaupt sparsam zur Verfügung — doch hat sich Rosa zweier Freundinnen von einst erinnert, die sie zu Brautjungfern bitten kann, und sie sind zur hohen Genugthuung der unverheiratheten Herren hübsch, munter und gleichfalls unverheirathet.

Es wird eine Haustrauung.

Heller ist bereit, die Braut macht noch Toilette. So hübsch blumengeputzt ist Alles! Im Zimmer wird geplaudert, der Bräutigam unterhält sich etwas zerstreut mit dem jungen Pastor.

Da klingelt's an der Korridorhür. Man meint, Herr Butterweck komme, der noch fehlt. Allein das öffnende Mädchen kommt nach einiger — unerklärlich langer — Zeit und meldet: ein Herr wüschte Herrn Heller zu sprechen, er hätte auf das Dringendste mit ihm zu reden, und wenn es nur auf einen Moment wäre. Seinen Namen will er nicht nennen.

„Merkwürdig,“ sagt Heller. „Führe den Herrn in Vaters Stube.“

Wer kann das sein?

Er geht endlich hinüber. „Mit wem . . .?“

„Mein hochzuverehrender Gönner — ein überaus glücklicher Zufall versetzt mich in die angenehme Lage, Ihnen meinen innigsten und aufrichtigsten Glück- und Segenswunsch darbringen zu können. Zugleich darf ich mir wohl die bescheidene Frage gestatten, ob unsere Sendung Ihnen uns so überaus schätzenswerthen Beifall gehabt hat? Dann — aber nur dann — wage ich die andere: ob wir auf die besondere Ehre rechnen dürften, an diesem so hochwichtigen Tag durch einen kleinen Auftrag erfreut zu werden? Sie werden sicherlich in Ihrem jungen Ehestand . . .“

Himmel, der Weinreisende von Rosenstiel in Mainz!

Heller hat zuerst an sich gehalten, verblüfft von diesem ungeheuren Zufall, jetzt legt er seiner Nachlust keine Zügel weiter an.

„Mein werther Herr Perleberg, haben Sie Zeit, eine Hochzeit mitzumachen?“

„Ach — Sie sind allzugütig“ (aber er schmunzelt) — „wenn ich sicher sein darf, Ihre Dispositionen in keiner Weise zu stören . . . nur müßte ich um die gütige Erlaubniß bitten, zuvor Toilette machen zu dürfen, denn so . . .“

„Gut, wenn Sie auch nach der Trauung kommen . . .“

Ein recht wunderlicher Einfall von Heller, aber er ist nun einmal übermüthig vor Glück. Man sieht, er ist ein leichtes Blut — er hat 24 000 Mark eingebüßt und macht solche Eulenspiegelien!

„Was gab's denn?“ fragt man drüben.

„Noch ein Hochzeitsgast, für später: der Reisende — verzeihen Sie das harte Wort — meines Weinlieferanten Rosenstiel in Mainz.“

* * *

Im Juli kommt eine Anfrage von Raben's Söhne: ob die Firma denn für dies Jahr auf die Lieutenantscheere rechnen dürfe? Nur müßte sie billiger sein als die Konkurrenzscheere, und es sei hohe Zeit, die Fabrikation in Angriff zu nehmen.

„Für dies Jahr nicht,“ schreibt Heller zurück. „Im nächsten würde er darauf zurückkommen.“

Wer weiß, wem er eine größere Summe besessen hätte, was geschehen wäre? Er fragt wenigstens nach dem Modell, und die Fabrik erhält Auftrag, dasselbe sorgfältig aufzubewahren. Und wer weiß, was er im nächsten Jahre thut? Sein Schwager hat ihm geschrieben, daß er Aussicht habe, etwas von der Ernte zu retten. Die Summe, für welche die Ernte mit haste, sei niedriger als man geglaubt.

Vielleicht reparirt die Lieutenantscheere eines Tags den ganzen Schaden.

Heller braucht das nicht — ein Glücklicher ist er auch ohnedem.